

Aus Freude am Lesen

Esther Verhoef

Hingabe

Thriller

*Aus dem Niederländischen
von Stefanie Schäfer*

btb

Die niederländische Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel »Close-up« bei Anthos, Amsterdam.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Munken Pocket*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Juli 2011

Copyright © der Originalausgabe 2007 by Esther Verhoef

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010 by

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: plainpicture / Arcangel

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

UB · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74251-6

www.btb-verlag.de

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de/

Dass wir uns so gut kannten, machte die Sache einfacher. Dadurch arbeitete sie ohne ihr Wissen mit, und es wurde intim, beinahe liebevoll.

Drei Monate lang hatte ich mich darauf vorbereitet. Zuerst habe ich den Plan von allen Seiten beleuchtet. Versucht, ihn vor meinem inneren Auge zu visualisieren. Als ich mir sicher war, dass es möglich sein musste, war es kein Hirngespinnst mehr, sondern wurde zu einem Teil meiner selbst. Es war herrlich, sich damit zu beschäftigen. Schon allein die Vorbereitungen, die aus Gesprächen mit ihr sowie mit Freunden und Bekannten bestanden, bis hin zur Anschaffung des nötigen Zubehörs.

Zugegeben, viel brauchte ich nicht. Sie selbst brachte mich auf die Idee.

Edith konnte schlaflose Nächte nicht gut ertragen, weil ihre Augen am nächsten Morgen rot und geschwollen waren. Und obwohl sie viel mehr zu bieten hatte als nur ihre Schönheit, war es für sie das Allerwichtigste, gut auszusehen. Ich fand sie einfach immer schön, ob sie nun in voller Pracht auf einem Empfang erschien und allen anderen die Schau stahl oder ob sie gerade aus dem Bett kam und, unter Entschuldigungen für ihr ungepflegtes Aussehen, im Bademantel Tee für mich aufbrühte. Ein Schlafmittel war für sie die einzige Möglichkeit, nicht jede Nacht durch irgendeinen Lärm geweckt zu werden.

Ich freute mich darauf, fühlte mich wie ein Kind, das in der Schlange vor der Achterbahn wartet. Immer wieder ein Schrittlchen nach vorn, immer näher heran. Die Aufregung wuchs und

wuchs und erreichte ihren Höhepunkt an jenem Abend, als sich alles wie ein perfekt passendes Puzzle ineinanderfügte.

Wir hatten zusammen eine Flasche Wein geleert und uns über Themen unterhalten, die uns beide fesselten. Über die Kunst und jene Künstler, die die hermetische Welt der Phantasie und der Emotionen dem breiten Publikum zugänglich machten. Kunstmaler, Bildhauer, Schriftsteller, Musiker. Sie war ganz entspannt und lehnte sich an mich. Wieder einmal sagte sie mir, wie wohl sie sich in meiner Gegenwart fühle, wie absolut sie mir vertraue. Sie wurde bereits schläfrig; das Mittel wirkte auffallend schnell.

Ich drückte sie an mich und riet ihr, sich lieber kurz in die Badewanne zu legen. Sie sei müde, sie habe sich zu sehr aufgeregt, und nach einem entspannenden Bad und einer Nacht Schlaf würde die Welt schon ganz anders aussehen. Morgen würde sie sich gewiss bedeutend besser fühlen.

Ich begleitete sie ins Badezimmer und brachte sie dazu, sich auf die Toilette zu setzen. Ihr Körper erschlaffte bereits. Ich schob sie ein wenig zur Seite, sodass sie sich an der Wand anlehnen konnte. Danach zog ich Latexhandschuhe aus meiner Hosentasche und streifte sie über. Sie sah es nicht einmal. Ihre Augen waren geschlossen, und sie atmete flach. Ich drehte die Hähne auf. Warm und kalt. Verschluss den Abfluss und wartete. Langsam füllte sich die Badewanne mit Wasser. Eine riesige Wanne, entworfen, um zu zweit oder zu dritt darin zu baden. Ich öffnete ein Schränkchen und fand Badeöl, wovon ich ein wenig ins Wasser goss. Stellte die Flasche anschließend zurück. Um die Wartezeit zu verkürzen, schaute ich in den überdimensionalen Spiegel an der Wand über dem Waschbecken und grinste mein Konterfei an. Im Hintergrund lehnte Edith an den Fliesen wie eine in sich zusammengesunkene Schaufensterpuppe. Vielleicht murmelte sie irgendetwas vor sich hin, das weiß ich nicht mehr, ich war zu sehr mit mir selbst beschäftigt, mit meinem Plan.

Als die Badewanne bis zum Rand mit Wasser gefüllt war, fiel mein Blick auf das Rasiermesser, das in einem Halter steckte.

Kein billiges Einwegding, sondern ein handgearbeitetes Instrument, wie man es gelegentlich bei italienischen Barbieren sieht. Scharf wie ein Skalpell. Mein Herz begann unregelmäßig zu schlagen. Das scharfe Messer ließ Ideen in mir entstehen – neue Ideen. Doch dann schüttelte ich den Kopf. Nein. Bleib bei deinem Plan. Keine Improvisationen. Es gibt immer noch ein nächstes Mal.

Aber nicht für Edith.

»Igitt, Margot, Rosa!«

Ich schaue hinauf zu Anne und blicke mich dann um, als sähe ich mein neues Wohnzimmer zum ersten Mal. Richtig, Rosa. Und nicht nur das: Rot, Violet, Lila. Jede Wand in einer anderen Farbe. Ihre mangelnde Beobachtungsgabe erstaunt mich. Dieses Rosa hätte sie nicht wirklich überraschen müssen. Und auch nicht das Rot und das Violet. Schließlich sind meine Hände, meine Kleidung und meine Haare schon seit Wochen mit farbenfrohen Spritzern bekleckert.

»Mir gefällt's«, erwidere ich, überflüssigerweise, denn alle, die hier sind und schwere Kisten und Pakete hereintragen, wissen genau, dass niemand anderer für die Farbauswahl verantwortlich gemacht werden kann als ich.

Die Wohnung, wie ich sie vorgefunden hatte, war grau in grau. Beinahe schmutzig. Das hatte viele Käufer abgeschreckt, aber nicht mich. Sie erinnerte mich stark an die Wohnung der Schwester meiner Oma, die ich als Kind regelmäßig besuchte. Dadurch besaß sie sofort etwas Vertrautes und vermittelte mir ein undefinierbares Gefühl von Luxus, aber auch von Sicherheit, Geborgenheit.

Meine Großtante wohnte gleich in der Nähe, in einem ganz ähnlichen Herrenhaus in der Innenstadt. Von dort aus konnte man zu Fuß die Kathedrale und den historischen Fischmarkt erreichen. Doch sie lebte dort nicht, weil es trendy war oder weil sie die Nähe von Cafés, Restaurants und Geschäften schätzte, sondern weil sie dort geboren und aufgewachsen war und nichts anderes kannte.

Aus meiner kindlichen Perspektive heraus erinnerte mich das Haus an ein Museum oder einen Tempel. Nur widerstrebend trat ich an der Hand meiner Mutter ein, sprach meine Tante mit »Sie« an und verfiel dann in hartnäckiges Schweigen, beeindruckt von den hohen Decken mit Kronleuchtern, den knarrenden Treppen und den Gemälden, die so dunkel waren, dass man kaum erkennen konnte, wer darauf abgebildet war. Während der gesamten Dauer des Besuchs starrte ich all diese außergewöhnlichen Gegenstände an, etwa die glänzende Orgel am Fenster, auf der ich so gerne gespielt hätte, die ich aber nicht einmal berühren durfte. An jenem Ort schien die Zeit irgendwann in den zwanziger, dreißiger Jahren stehen geblieben zu sein, und als Kind war ich unglaublich fasziniert von dem, was ich dort sah, roch, hörte, erfuhr und in mich aufnahm, während ich brav auf dem Sofa saß, die Knie eng beisammen, mit einem Glas lauwarmer Orangenlimonade meilenweit von mir entfernt auf dem eleganten Nussbaumtisch.

Auch in meiner neuen Wohnung hatte eine alte Frau gewohnt. Ich habe sie nie persönlich getroffen. Sie war schon in ein Altersheim umgesiedelt, als ihre Kinder die Wohnung leerräumten und verkauften.

Dennoch lernte ich sie ein klein wenig kennen, indem ich mir jeden Winkel und jede Oberfläche in dieser Zweizimmerwohnung vorknöpfte. Ich saugte die Spinnweben weg, die hinter den Heizkörpern Staub gefangen hatten. Verwendete Ammoniak, um die fettige Oberseite der Küchenschränke abzuschrubben. Und ich übermalte die gelblichen Wände des Wohnzimmers mit fröhlichen Farben. Der Teppichboden lag noch, als mir der Schlüssel ausgehändigt wurde. Beigefarbener Bouclé, auf Latten gespannt, an einigen Stellen abgelaufen, an anderen noch wie neu. Darunter kam ein wunderbarer, unbearbeiteter Holzfußboden zum Vorschein, den ich abschliff und ansonsten in Ruhe ließ. Den Kamin mit der

braunen Marmorplatte und den dramatischen braunweißen Mustern ließ ich hinter silbern gestrichenen Sperrholzplatten verschwinden. Und jeden Tag riss ich die Fenster auf und verursachte Durchzug, egal, ob es regnete oder nicht, und ich wienerte, schrubbte, putzte und strich, bis die Gerüche nach Bohnerwachs, Staub, Zigarettenrauch und Wolle denen eines Neuanfangs wichen: Farbe, Terpentin und Reinigungsmittel.

»Na ja«, murmelt Dick. »Meine Farbe wäre es auch nicht gerade. Jedenfalls nicht für ein Wohnzimmer. Eher für ein Jugendzimmer.« Als Anne nicht hinschaut, zwinkert er mir zu. »Aber unsere Margot war ja schon immer ein bisschen anders.«

Ich verziehe mein Gesicht zu einem gezwungenen Grinsen und stelle die Kiste mit den Küchenutensilien auf die Anrichte in der schmalen Küche. Neben dem Spülbecken stehen Flaschen mit Chlor und Terpentin, und daneben liegen dicke, in Alufolie verpackte Pinsel. Auf der gesprenkelten Arbeitsplatte sind noch Farbschlieren zu sehen.

Während ich Teller und Becher aus dem Packpapier wickele und sie in den Küchenschränken stapel, sehe ich eine Etage tiefer das blau gewellte Dach von Dicks Kleinbus, den er mit zwei Rädern auf dem Bürgersteig geparkt hat. Die offene Schiebetür bietet einen Blick auf den Inhalt: Kisten, ein zusammengerollter Teppich, Korbstühle, ein alter weißer Ventilator. Meine Sachen. Auf der Seite trägt der Kleinbus die Aufschrift DACH- UND SANITÄRARBEITEN DICK HEIJNE. Mein vier Jahre älterer Bruder war früher ein ausgesprochener Tyrann, hat sich aber im Laufe der Jahre immer mehr zu einem rettenden Hafen der Geborgenheit in kalten, dunklen Zeiten entwickelt.

In sehr dunklen Zeiten.

Irgendwo tief in meinem Inneren fühle ich einen Stich, als krampfe sich irgendetwas heftig zusammen. Ein schwer zu beschreibender Schmerz, den man weder durch eine Operation

noch mit Medikamenten behandeln kann. Und von dem man nicht weiß, wie lange er anhalten wird.

Ich hole ein paar Mal tief Luft und kehre ins Wohnzimmer zurück. Anne schaut sich mit verschränkten Armen um. »Weißt du, je länger ich es mir anschau, desto weniger scheußlich finde ich es. Vielleicht muss man sich einfach nur daran gewöhnen.«

»Es wurde Zeit für ein bisschen Farbe«, erwidere ich ohne große Begeisterung. Der Knoten in meinem Magen hat sich noch nicht gelöst.

Jan stellt mit einem Knall eine Kiste auf den Holzfußboden. »Mein Gott, du musst ja verrückt sein, was willst du denn mit so vielen Büchern!«

Schweigend folge ich ihm in das schmale Treppenhaus und dann die Stufen hinunter. Im Flur ist es dunkel, die Wände sind beschmutzt. Die ausgetretenen Holzstufen knarren unter unserem Gewicht. Ich lasse meine Hand über das glatte Trep-pengeländer aus Walnussholz gleiten und denke unwillkürlich daran, dass schon Tausende Menschen dieses Holz berührt haben müssen. Menschen, die lange vor meiner Geburt an diesem Ort ihr Leben gelebt haben, die Familie hatten, Sorgen und Glück, und die teilweise schon seit Jahrhunderten nicht mehr existieren.

Unten im Hausflur hängen Metallbriefkästen, einige mit, andere ohne Namensschild. Zur letzten Gruppe gehört auch meiner: Ich hatte noch keine Zeit, eines anfertigen zu lassen, und vielleicht verzichte ich auch einfach darauf. Die übrigen Bewohner – das Haus zählt acht Parteien – habe ich noch nicht kennengelernt. Aber ich habe ihnen gelauscht während der Stunden, in denen ich anstrich und sauber machte. Ich lauschte ihrer Musik, ihren Schritten im Treppenhaus und ihren Streitereien.

»Trägst du das?« Jan hält mir ein rotes Kaschmir-Sitzkissen hin, das ich letzte Woche auf dem Markt gekauft habe. Ich

nehme es mit beiden Armen und bücke mich nach einem in Zeitungspapier gewickelten Kerzenleuchter, der beinahe aus dem Bus gefallen wäre. Dann lege ich den Kopf in den Nacken. Über der Stadt wölbt sich ein einheitlich grauer Himmel. Farblos, matt. Noch nie hat das Wetter so perfekt meinen Gemütszustand widerspiegelt wie heute.

Im Wohnzimmer steigt Dick von dem Bierkasten, den er als Leiter benutzt. Er begutachtet, die Hände in die Taille gestemmt, den Barockspiegel über dem Büfett, als wäre er ein Kunstwerk. Das Ding neigt sich gefährlich weit vornüber. Verärgert steigt er wieder auf den Kasten, nimmt den Spiegel umständlich von der Wand und macht sich an dem Aufhänge-draht zu schaffen. Während er den Spiegel auf den Kappen seiner Turnschuhe balanciert, wirft er einen raschen Blick auf die Uhr. »Ich hoffe, dass wir es vor fünf Uhr schaffen. Ich muss heute Abend noch zu einem Kunden, wegen einer Reparatur.«

»Hauptsache, alles steht oben«, erwidere ich. »Den Rest schaffe ich dann schon alleine.«

Jan kommt mit zwei aufeinandergestapelten Kisten herein. Ich sehe nur seine Finger und seine Beine. »Wo soll das hin?«

»In die Küche, bitte.«

Anne schiebt mir eine Tasse Kaffee zu und lässt sich auf das Sofa fallen. Ich setze mich neben sie und zünde mir eine Zigarette an. Was mir gestern noch so groß wie ein extravaganter Ausstellungsraum vorkam, schrumpft durch die vier Leute sowie die zahlreichen Möbel und Kisten auf seine wahren fünfundzwanzig Quadratmeter zusammen. Dennoch wirkt der Raum noch immer nicht klein und schon gar nicht beengt, allein wegen der großen Sprossenfenster. Das Wohnzimmer liegt zur Rückseite des Gebäudes hin. In den angrenzenden Gärten wachsen hohe Bäume, und ihr Laub, das sich bereits etwas herbstlich verfärbt hat, entzieht die dahinterliegenden Häuser größtenteils der Sicht. Wenn ich auf dem Sofa liege

und hinausschaue, kann ich mir mühelos vorstellen, in einem Wald und nicht in der Innenstadt zu wohnen.

Dick und Jan gesellen sich mit Kaffee zu uns und setzen sich im Schneidersitz vor das Büfett.

»Ich habe dir die Waschmaschine und den Trockner angeschlossen und mir mal die Leitungen angesehen«, sagt Dick. »Macht alles noch einen ganz ordentlichen Eindruck, auch wenn du wahrscheinlich durch den geringen Durchmesser der alten Leitungen keinen besonders hohen Wasserdruck hast. Wenn das Probleme gibt, sag Bescheid, ja? Dann kommen wir demnächst mal vorbei und sehen nach.«

Ich nicke und trinke einen Schluck von meinem Kaffee. Anne hat vergessen, Milch hineinzugeben, aber ich fühle mich zu kaputt, um aufzustehen. Meine Muskeln protestieren nach der Schlepperei und dem Treppensteigen.

»Ich bringe dir diese Woche noch einen anderen Wasserhahn vorbei«, verspricht Dick. »Der im Badezimmer ist prähistorisch. Ich muss im Magazin noch einen Keramikhahn liegen haben, der irgendwann mal zu viel bestellt wurde.«

»Danke dir«, sage ich.

Ich bin bereits seit einigen Stunden wieder allein, als ich bemerke, dass draußen die Dämmerung hereinbricht. Ich stehe vom Sofa auf und schalte das Licht ein. Ein Kronleuchter mit roten, violetten und transparenten kleinen Kegeln. Als ich ihn kaufte, fand ich ihn unglaublich exotisch und stellte mir vor, wie gemütlich er wirken würde, aber jetzt kommt mir das Licht der sechs Glühbirnen doch ein wenig grell vor. Ich stelle mich auf die Zehenspitzen und lockere zwei von ihnen. So ist es besser, jedenfalls ein bisschen. Die Wohnung fühlt sich noch lange nicht wie mein Zuhause an. Sie riecht penetrant nach Farbe, und jeder meiner Schritte hallt von den nackten Wänden wider. Unruhig gehe ich in die Küche. Im Kühlschrank steht nichts als eine Büchse Kondensmilch. Ich

könnte in eines der kleinen Restaurants in der Nähe gehen, es gibt genug davon, aber die Aussicht, mich allein an einen Tisch zu setzen, widerstrebt mir. Soll ich mir etwas vom Chinesen holen? Oder einen Pizzadienst anrufen?

Ich stehe am Fenster, die Hände auf die Fensterbank gelegt. Die Straßenlaternen entlang des schmalen Kanals verbreiten ein weiches, orangefarbenes Licht. Regenwasserpfützen glänzen auf dem Kopfsteinpflaster. Jenseits des Kanals fällt warmes Licht aus den Fenstern der Häuser auf das Straßenpflaster und die geparkten Autos. Hinter den Fenstern bewegen sich Leute. Über die kleine Zugbrücke, die die Innenstadt mit der breiten Straße zum Bahnhof verbindet, fahren Roller und einige Autos mit eingeschalteten Scheinwerfern.

Ich sollte mich wohl fühlen. Glücklicherweise sogar, befreit vielleicht. Ich habe es hinter mich gebracht. Ich besitze eine eigene Wohnung. Weder ein vorübergehend gemietetes Häuschen in einem Ferienpark noch eine trostlose Wohnung in einem Neubaugebiet, sondern ein schönes Heim mit viel Atmosphäre in der Hauptstadt der Provinz Nord-Brabant, die rund um die Uhr pulsiert vor Leben.

Nur ich pulsiere nicht.

Den ganzen Vormittag über habe ich Aufgaben erledigt, zu denen ich bisher noch nicht gekommen bin. Zum Beispiel habe ich einen Telefon- und Internetanschluss beantragt und einen dreimonatigen Nachsendeantrag für die Post gestellt. Anschließend bin ich einkaufen gegangen, um den leeren Kühlschrank und den Vorratsschrank aufzufüllen. Während ich mir ein Butterbrot streiche und den neuen Umgebungsgeräuschen lausche, fällt mir ein, dass inzwischen bereits zwei der vier Wochen meines unbezahlten Urlaubs verstrichen sind. Bald muss ich wieder voll arbeiten gehen.

In den Monaten vor diesem Urlaub funktionierte ich nur noch wie ferngesteuert. Ich war wie betäubt durch den Schlafmangel und das Pulsieren und Hämmern in meinem übervollen Kopf. Dieser Zustand vertrug sich nicht besonders gut mit der Flut von Beschwerden, die ich bearbeiten musste. Es ist meine Aufgabe, die Wünsche der Kunden entgegenzunehmen, sie zu beraten, ihre Bestellungen aufzunehmen und diese dann auftragsgerecht an die verschiedenen Abteilungen der Firma weiterzuleiten, damit die Waren gleichzeitig und zum vereinbarten Termin eintreffen. Wenn bei diesem Prozess auch nur eine Kleinigkeit vernachlässigt wird, ergibt sich daraus eine regelrechte Katastrophe für die Besitzer der Restaurants und Bungalowparks, die Organisatoren von Ausstellungen, die Verwalter von Asylantenheimen und die Vermieter von Konferenzräumen, die sich auf uns verlassen. Sie sind gezwungen, ihre Türen zu öffnen, sie können nicht auf eine Nachlieferung warten. Und wer bekommt die volle Breitseite ab, wenn etwas

schiefgeht? Genau. Ich. Den wütenden Kunden Rede und Antwort zu stehen, erforderte ein geradezu übermenschliches Selbstvertrauen, ein Selbstvertrauen, das ich stets aufbrachte, indem ich mir sagte, das alles habe ja nichts mit mir persönlich zu tun, sondern ich fungiere quasi als Sprachrohr – oder besser: Klagemauer – von »All Inclusive Projekteinrichtungen«.

Ich habe meine Arbeit immer gut gemacht, davon bin ich überzeugt. Und die Verkaufszahlen und eine große Anzahl zufriedener Kunden haben mich in meinem Glauben bestärkt. Doch ich weiß auch, dass meine Leistungen in den vergangenen Monaten weit unter mein Niveau gesunken sind. Zahlreiche Falschlieferungen waren unmittelbar auf die Fehler zurückzuführen, die ich verursacht hatte, weil ich mit den Gedanken woanders war.

Noch vor nicht allzu langer Zeit erstreckten sich die Tage vor mir wie Tunnel ohne Licht am Ende, in denen ich lediglich ziellos hin und her lief, schreiend, weinend, schier zerbrechend vor Frustration. Das Loch, das John in mein Selbstvertrauen gerissen hatte, hatte Auswirkungen auf alles andere: meine Laune, mein Selbstbild und meine beruflichen Leistungen, und schließlich zerstörte es sogar meine sozialen Kontakte. Am Ende der Trauerzeit, als ich, betäubt und noch ein wenig schwach, auf die Ellenbogen gestützt und wie ein benommener Maulwurf gegen die helle Sonne anblinzeln, aus der dunklen Erde hervorgekrochen kam, war mein Freundeskreis erheblich geschrumpft. Besser gesagt: Er existierte praktisch überhaupt nicht mehr, bis auf einige wenige Getreue. Die meisten hatten Partei für John ergriffen. Der bot zumindest angenehme Gesellschaft. Und natürlich hatte er auch allen Grund dazu, fröhlich zu sein.

Mein Handy klingelt. Der Klingelton, der mir in diesem Moment viel zu heiter erscheint, schrillt durch die Wohnung. Das kann nur Claudia sein. Claudia hat vor zwei Jahren bei All In-

clusive im Innendienst angefangen. Wir konnten anfangs nicht besonders gut miteinander. Ich hatte den Eindruck, sie neide es mir, dass ich mich überall frei bewegen konnte, während sie an ihren Schreibtisch gefesselt war. Doch dieses Vorurteil musste ich einige Wochen später revidieren. Als ich nach Ende der Arbeitszeit noch ein wenig Verwaltungskram zu erledigen hatte, fand ich sie zu meiner Überraschung in einem verlassenem Büro. Weinend. Nach einigem Drängen erzählte sie mir, dass ihr Freund sie wegen einer Jüngerin verlassen hatte. Dadurch hatten wir etwas gemeinsam. Weil ich sowieso nicht mehr zum Arbeiten gekommen wäre, bot ich ihr an, irgendwo etwas trinken zu gehen. Nach einem feuchtfröhlichen Abend, an dem wir uns gegenseitig unser Herz ausschütteten, landeten wir bei ihr zu Hause am PC, wo wir spontan eine Wochenendreise nach London buchten. *Einkaufen, spazieren gehen, vergessen.*

Das letzte Mal, dass ich mit einer Freundin in Urlaub gefahren war, lag lange zurück. Es war noch in der Zeit gewesen, bevor ich mit John zusammengezogen war. John hatte etwas dagegen, dass ich ohne ihn wegfuhr. »Nicht dass ich dir misstrauere«, pflegte er zu sagen. »Aber man muss die Versuchung ja nicht heraufbeschwören. Beziehungen, in denen Mann oder Frau allein in Urlaub fahren, sind zum Scheitern verurteilt. Durch die Bank.« Im Nachhinein gesehen, meinte er damit wohl gar nicht mich, sondern sich selbst. Er hätte der Versuchung nicht widerstehen können. Aber das wusste ich damals noch nicht.

»Hi, Claudi«, melde ich mich.

»Margot? Du, ich muss dir was sagen. Es ist mir ja so peinlich ...« Erst rattert sie los, dann schweigt sie auf einmal.

»Was ist denn?«

»Du bist jetzt garantiert sauer auf mich.« Wieder Stille.

»Warum denn?«

»Ich bin total pleite.«

Mein Herz schlägt plötzlich schneller. Ich ahne sofort, worauf dieses Gespräch hinauslaufen wird. »Und?«

»Ich weiß, wie blöd das ist, und es sieht mir auch überhaupt nicht ähnlich, aber ich kann nicht mit nach London. Ich schaffe es finanziell einfach nicht.«

»Aber Claudi, wir haben doch schon gebucht! Für den Flug und das Hotel hast du doch längst bezahlt.«

»Ja, aber den Verlust muss ich eben verschmerzen. Denn wenn ich mitfliege, Margot, dann kann ich mich ja doch nicht bremsen. Essen, trinken, shoppen... Ich habe auch keine Lust zu der Reise, wenn ich mir nicht einmal etwas Hübsches kaufen kann oder ständig bei McDonald's essen muss... Wenn ich schon ein Wochenende wegfahre, dann will ich mich auch nicht kasteien müssen, verstehst du? Und das geht im Moment einfach nicht.«

Ich habe einen Kloß im Hals, der mich am Sprechen hindert.

»Ich hätte früher darüber nachdenken sollen«, fährt sie fort. »Es tut mir auch wirklich leid. Vielleicht wäre ich mitgekommen, wenn ich heute Morgen nicht die Endabrechnung meines Energieversorgers bekommen hätte. Ich muss vierhundert Euro nachzahlen! Wenn ich jetzt übers Wochenende wegfahre, passiert eine Katastrophe, das weiß ich genau.«

»Ich leih dir das Geld«, schlage ich ohne zu zögern vor. Ich kann mir keinen besseren Zweck für den letzten Rest meiner Ersparnisse vorstellen.

»Das ist lieb von dir, aber das möchte ich wirklich nicht. Kennst du denn niemand anderen, der mitfahren würde?«

»Nein, nicht so kurzfristig... Alle müssen arbeiten. Ach, Mist, das finde ich wirklich schade.«

»Ich auch, das kannst du mir glauben.«

Und warum klingt sie dann nicht so? »Hast du noch mal was von Alex gehört?«

»Äh... ja. Wir sind neulich zusammen essen gegangen.«

Sie schweigt einen Augenblick. »Margot? Bist du böse auf mich?«

»Nein, nein.«

»Sind wir noch Freundinnen?«

Ohne ihr zu antworten, drücke ich das Gespräch weg und knalle das Telefon auf den Küchentisch. Starre minutenlang auf das Display.

Sie ruft nicht noch einmal an. Schickt keine SMS. Nichts.

Ist es kindisch von mir gewesen, mir so deutlich meine Enttäuschung anmerken zu lassen? Bin ich egoistisch, weil ich ihr böse bin, oder habe ich ein gutes Recht dazu, sauer zu sein? Früher wäre mir die Antwort darauf leichtgefallen. Da war ich mir meiner eigenen Wahrnehmung noch sicher. Aber nun nicht mehr. Für mich ist nichts mehr sicher.

Man lernt sich kennen, indem man sich in den Augen seiner Freunde spiegelt, in ihren Reaktionen auf das eigene Äußere, Handeln und Reden. Und obwohl ich auf einer rationalen Ebene sehr wohl weiß, dass ich mich auf positive Dinge konzentrieren muss, jeden Tag aufs Neue, kann es passieren, dass die negativen überhand nehmen. Ganz einfach, weil sie viel schwerer zu verkraften sind.

Anne hat gestern eine Bemerkung über die hohen Treppen fallen lassen, ungefähr so: »Kann deiner Figur nicht schaden, was, Margot?«, wobei sie mir einen vielsagenden Blick zuwarf. Doch nicht nur Anne hat mich ungewollt verletzt. Jan – ein Mann, den ich kaum kenne, er arbeitet für Dick – hielt es für nötig, mich für »verrückt« zu erklären, weil ich so viele Bücher besitze. Und Dick hat mir wieder einmal unter die Nase gerieben, wie sehr ich mich vom Rest unserer Familie unterscheide: Sie war immer schon »ein bisschen anders« – ein Brabanter Euphemismus für »bekloppt«.

Ich beiße die Zähne zusammen und fange an zu zittern. Eine eindringliche Stimme in meinem Kopf flüstert mir zu, es liege nur an mir und nicht an den anderen. Ich nähme mir

das alles einfach zu sehr zu Herzen. Schon möglich. Dick und Anne haben mich in letzter Zeit beide auf ihre Art unterstützt. Selbst wenn ich mich vollkommen unvernünftig verhielt und schier gelähmt war vor Trauer, Ohnmacht und Wut, wenn ich unablässig schrie und meine Weinkrämpfe kein Ende zu nehmen schienen: Sie hörten mir geduldig zu. Sie hatten sich einen Tag Urlaub genommen, um meine Sachen, die an drei verschiedenen Adressen untergebracht waren, abzuholen, zu transportieren und an ihren neuen Platz zu stellen. Das haben sie ganz sicher nicht getan, weil sie mich nicht mögen.

Ich bin einfach zu empfindlich im Moment. Als wäre die Schutzschicht, die mich normalerweise umgibt und die die Eindrücke von außen filtert und ins rechte Licht rückt, außer Betrieb, sodass alles gleich hart und gnadenlos auf mich einwirkt. Sämtliche Bemerkungen, wie nebensächlich und unwichtig auch immer, schlagen ein wie brennende Kugeln und glühen in meinem Inneren weiter. *Bekloppt. Verrückt, so viele Bücher. Zu dick.* Und ich kann noch hinzufügen: labil, empfindlich und emotional. Ach ja, und abgehalftert natürlich. Nur weiter so.

Feuchtwarm kullert es über mein Gesicht. Meine Nase ist verstopft. Ich lege die Stirn auf die Unterarme und starre auf den Tisch. Mein Blick trübt sich, während sich die Salzwasserpfütze unter mir immer weiter ausbreitet.

Den ersten Tag meines neuen Lebens habe ich mir wahrhaftig anders vorgestellt.

Edith war benommen. Fast schon betäubt.

Ich stützte sie und legte sie vorsichtig auf den Boden. Ihr rotes Haar fiel fächerförmig über ihr Gesicht und über den Natursteinboden. Ich ließ mir beim Ausziehen Zeit. Erst ihre Bluse und ihren BH, danach den Rock. Ihre großen Brüste fielen zur Seite, die Brustwarzen groß und weich, und ihre fleischigen Hüften wiesen im unbarmherzigen Licht des Badezimmers Dellen auf. Sie hatte ihren Schambereich rasiert, ganz und gar, alles weg, und die Haut darunter war rosig. Langsam streichelte ich mit meiner behandschuhten Rechten über ihren Körper. Ich hatte sie schon so oft nackt gesehen, dass eine körperliche Reaktion ausblieb. Zuletzt zog ich ihr die Socken aus. Pedikürte Zehennägel mit hellblauem Nagellack.

Sie murmelte leise vor sich hin, ich konnte sie nicht verstehen.

»Komm«, flüsterte ich. »Du musst dich waschen. In der Badewanne.«

Ich legte ihren Arm um meinen Nacken und zog sie ein Stückchen hoch. Ihr Gewicht bereitete mir Probleme. Sie war schwer. Sehr schwer. Eine träge Masse. Kraftloses, betäubtes Fleisch.

Es dauerte eine Weile, doch schließlich gelang es mir, Edith in die Badewanne zu hieven, ohne sie zu verletzen. Sie durfte keine Quetschungen oder Blutergüsse davontragen.

Ich ließ sie los, mit dem Gesicht nach oben. Es schwamm von selbst über Wasser, ebenso wie ihre Brüste. Merkwürdig.

Ich drückte mit einer Hand auf ihr Gesicht. Ich spreizte die Finger und drückte ihren Kopf unter Wasser. Sie reagierte, indem sie zuckte, aber es waren nichts weiter als angedeutete

Bewegungen. Ich setzte mich auf den Rand der Badewanne, packte sie an den Haaren und zog ihren Kopf nach hinten, weiter unter Wasser.

Sie öffnete die Augen und starrte mich an, voller Abscheu und Panik, als wüsste sie, was geschah, aber sie wehrte sich kaum. Sie befand sich in einem Dämmerreich zwischen Traum und Schlaf. Kurz tauchten ihre Knie aus dem Wasser auf. Ganz kurz nur. Ihr Mund öffnete sich. Und noch einmal. Luftblasen blubberten heraus. Es dauerte lange. Länger, als ich gedacht hatte.

Und ich genoss jede einzelne Sekunde.

Ich näherte mein Gesicht der Wasseroberfläche. Ich wollte zusehen, wie sie wegdämmerte, wie sie das Wasser in ihre Lungen saugte, und ich wollte diese Augen sehen, die mich anstarrten, weichgezeichnet durch die Wasserschicht, die uns voneinander trennte. Ich wollte jedes Detail in mich aufnehmen, und ich kann mich nicht erinnern, jemals so erregt gewesen zu sein.

Bis sie sanft entschwand. Die Muskelspannung in ihrem Körper ließ nach, ihre Augen blieben weit aufgerissen. Ich hob ihren Kopf aus dem Wasser und schloss ihre Lider. Ließ sie wieder zurücksinken. Ihre Haare wogten im Wasser, die Arme und Beine waren ein wenig abgespreizt. Als schwebte sie. Friedlich. Tot. Sie hatte noch nie so schön, so friedlich ausgesehen.

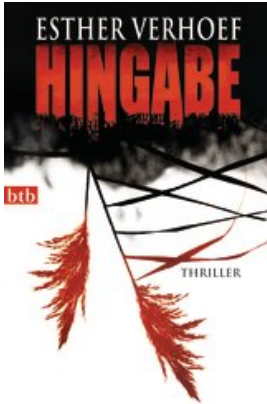
Ich zog meine Operationshandschuhe aus und streifte ein anderes Paar über. Die Packung mit den Tabletten legte ich neben das Bett. Ich ging ins Wohnzimmer, nahm mein Weinglas, spülte es sauber aus und stellte es hinten in den Schrank zwischen die Reihen der anderen. Danach spülte ich Ediths Glas und füllte es bis zur Hälfte mit dem letzten Rest Wein aus der Flasche. Sowohl die Flasche als auch das Glas stellte ich auf den Badewannenrand. Danach legte ich ihre Kleidung lose zusammen und legte den Stapel auf den Rand des Waschbeckens.

Ich blickte mich um. Gut so. Mehr brauchte ich nicht zu tun.

Es war vorbei.

Ich hasste Edith nicht. Im Gegenteil. Deswegen hatte ich mir große Mühe gegeben, die Prozedur so sanft und angenehm wie möglich zu gestalten. Und das war mir gelungen.

Alles, was ich will, gelingt. Ich versage nie. Niemals.



Esther Verhoef

Hingabe

Thriller

Taschenbuch, Klappenbroschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74251-6

btb

Erscheinungstermin: Juni 2011

SIE hofft auf einen Neubeginn. Ihren untreuen Ehemann hat sie verlassen. Ihren Job gekündigt. Margot Heijne, Anfang dreißig, rote Haare. ER kann es nicht lassen. Und geht mit unglaublicher Präzision vor. Seine Morde sind wahre Kunstwerke. Seine Opfer sind Frauen. Frauen mit roten Haaren.

[!\[\]\(d8ab143e904bfa3467271eec5af75a9b_img.jpg\) Der Titel im Katalog](#)